

stellen.

Im vierten Kapitel („Ökumene – wie geht das eigentlich?“) dreht sich alles um die ökumenische Praxis. Hier geht es zum einen um die Erfahrungswelt der Kinder (Familie, Schule, Pfarrgemeinde). Zum anderen werden wichtige ökumenische Initiativen (Gebetswoche für die Einheit der Christen und ökumenische Kirchentage) sowie multilaterale ökumenische Institutionen (Ökumenischer Rat der Kirchen [ÖRK], Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland [ACK]) vorgestellt.

Das fünfte Kapitel („Wohin geht der Weg?“) erklärt einige der theologischen Fragen, die die Kirchen noch trennen und über die sie deswegen im Gespräch sind: Sakramente, Ämter in der Kirche, Papstamt, Eucharistie/Abendmahl und – wiederum das Schema evangelisch/katholisch überschreitend – das gemeinsame Osterfest. Ein Abschnitt erläutert den Sinn des konfessionellen Religionsunterrichts und plädiert gleichzeitig für möglichst viel gemeinsamen Unterricht. Schließlich werden ökumenische Dialoge thematisiert. Hervorzuheben ist hier besonders, dass das Buch diese nicht allein als Sache von Theologen und Kirchenleitungen darstellt, sondern auf Möglichkeiten aufmerksam macht, wie sich auch Kinder um gegenseitiges Verstehen mit Kindern der je anderen Konfession bemühen können.

Im letzten Kapitel („Was ich mir von der Ökumene erwarte!“) kom-

men andere – zwei Kinder und drei Erwachsene – zu Wort. Diese ganz persönlichen Aussagen können Kinder besonders ansprechen (so jedenfalls das Urteil einer elfjährigen Schülerin, die von der Rezensentin befragt wurde).

Es gelingt den Verfassern, eine Kindern verständliche Sprache zu gebrauchen und gleichzeitig ökumenische Fragestellungen präzise und differenziert zu erklären. Bei jedem Thema werden Verbindungslinien zu den Erfahrungen von Kindern gezogen. Das Buch beschränkt sich also nicht einfach auf die Vermittlung von Wissen, sondern zeigt zugleich, was dieses Wissen für die jungen Leserinnen und Leser selbst bedeutet. Positiv hervorzuheben ist schließlich die multilaterale ökumenische Perspektive, die das ganze Buch prägt. Dadurch wird dem in Deutschland verbreiteten Missverständnis vorgebeugt, Ökumene beschränke sich auf das Verhältnis zwischen katholischer und evangelischer Kirche.

Für alle, die gern spielen, ist in das Buch ein „Daumenkino“ integriert, das das auf den Wellen schaukelnde Ökumeneschiff des ÖRK zeigt. Alles in allem handelt es sich um ein sehr empfehlenswertes Buch.

Elisabeth Dieckmann

JUDENTUM – CHRISTENTUM

Thomas Fornet-Ponse, Ökumene in drei Dimensionen. Jüdische Anstöße für die innerchristliche Ökumene. Aschendorff Verlag,

Münster 2011. 516 Seiten. Pb. EUR 52,-.

Dieses Buch ist die Dissertation, mit der Thomas Fornet-Ponse an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Salzburg promoviert worden ist. Sie wurde in die Reihe „Jerusalem Theologisches Forum“ aufgenommen, wo wissenschaftliche Arbeiten der ehemaligen Stipendiaten im Theologischen Studienjahr an der Dormitio-Abtei in Jerusalem veröffentlicht werden. Das Thema dieses Buches ist im grundsätzlichen Bereich angesiedelt: „Ökumene in drei Dimensionen“ ist für Fornet-Ponse ein Programm; es bedeutet, dass sich Ökumene nicht nur als Dialog zwischen den christlichen Kirchen vollziehen soll, sondern dass – gleichsam als „dritter Partner“ in diesem Gespräch – das *Judentum* mit einzubeziehen ist. Wie sich dies vollziehen kann, deutet der Untertitel dieses Buches an: „Jüdische Anstöße für die innerchristliche Ökumene“ – das heißt, dass der Dialog zwischen den christlichen Kirchen profitieren kann von den Impulsen, die aus dem Hören auf das Judentum erwachsen. Inwieweit von einem solchen (nicht „monotheistischen“ sondern sozusagen) „ökumenischen Trialog“ auch das Judentum als Gesprächspartner profitieren kann, bleibt bei dieser Konzeption freilich offen; es ist vielleicht auch nicht Sache der christlichen Gesprächspartner, hierüber zu sinnieren.

Wie dem auch sei: Über das Verhältnis zwischen dem innerchristli-

chen und dem christlich-jüdischen Dialog nachzudenken, ist ein Verdienst, das Fornet-Ponse anzurechnen ist. Denn so grundlegend und bedeutsam diese Fragestellung auch erscheinen mag, so wenig ist sie bisher reflektiert worden (von Ausnahmen wie dem Aachener Theologen Hans Hermann Henrix abgesehen). Wenn Fornet-Ponse das christlich-jüdische Gespräch programmatisch der innerchristlichen Ökumene (und nicht dem interreligiösen Dialog) zuordnet, dann befindet er sich damit ganz auf der Linie der katholischen Kirche, welche die „Päpstliche Kommission für die religiösen Beziehungen mit den Juden“ dem „Päpstlichen Rat für die Einheit der Christen“ (und nicht dem „Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog“) unterstellt. Als Beispiel für jene Probleme, die sich ergeben können, wenn der innerchristliche Dialog ohne Einbeziehung des Judentums geführt wird, dient der „Kritische Zwischenruf“ über die gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre: Die Annäherung in diesem Kernbereich christlicher Theologie sei hier auf Kosten des Judentums als vermeintlicher Gesetzesreligion erfolgt – ein Missverständnis, welches die Tragfähigkeit des differenzierten Konsenses fraglich erscheinen lässt (237–253).

Fornet-Ponse beginnt seine Arbeit mit der Darlegung von „Grundlagen“, die im Bereich der interkulturellen Philosophie, hier insbesondere lateinamerikanischer Prä-

gung, zu finden sind (die Verbindung zu Lateinamerika legt sich auch durch die Herkunft des Verfassers nahe). Sodann schließt er erste Überlegungen zur „wesentliche[n] Bedeutung des Judentums für die christliche Identität und Theologie“ an, wobei er von Röm 9–11 als hermeneutischem Schlüssel ausgeht. Demnach kann die „jüdische Pluralität uns anders auf die gegenwärtige christliche Pluralität blicken lassen“ (80) – wobei „nicht nur das antike, sondern auch das zeitgenössische Judentum in seiner Vielfalt als Subjekt der ökumenischen Theologie anzusehen“ ist (83). Wie könnte diese Einsicht für den Umgang mit den bisher als kirchentrennend angesehenen Differenzen fruchtbar gemacht werden? Der Autor benennt Geschichte und Probleme des Konzepts der „Grunddifferenz“ zwischen den Konfessionen und beweist dabei ökumenische Weite, indem er nicht nur die katholische und evangelische Kirche, sondern auch die Anglikaner, Orthodoxen und Altorientalen in seine Überlegungen mit einbezieht. In seinem Fazit „Was trennt also?“ benennt er zutreffend die Ekklesiologie, näherhin die Amtsfrage, insbesondere das katholische Dogma vom Jurisdiktionsprimat, als „harten Kern“ der zwischenkirchlichen Differenzen (wenngleich damit für die ökumenische Theologie nichts Neues gesagt wird).

Neu ist jedoch, dass Fornet-Ponse dann genau für dieses Problem ganz konkrete Lösungsansätze aus dem Ju-

dentum aufzeigt, die in der Tat dazu geeignet sind, den harten Kern wenn nicht zu verflüssigen so doch ein wenig aufzuweichen: Das Thema „Autorität im Judentum“ wird aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet (Autorität der Halacha, Autorität des Sanhedrins, Autorität der Rabbinen; 255–355) und hieraus wird ein „Vorschlag zum Petrusdienst als Dienst an der Einheit unter Einbeziehung der jüdischen Stimme(n)“ abgeleitet (408–444). Demnach sei es möglich, die beiden Prinzipien der Kollegialität und der Primatialität miteinander sinnvoll in Beziehung zu setzen, wenn in der katholischen Kirche das personale Prinzip des primatialen Amtes gewahrt bleibt und zugleich die Kollegialität betont wird, wenn die religiöse Autorität stärker epistemischen Charakter erhält, wenn die Volk-Gottes-Ekklesiologie und die Communio-Theologie weiter gestärkt werden. All dies sind nicht zu überhörende Forderungen an die katholische Kirche, die bei der gegenwärtig rigiden nihil obstat-Praxis des Lehramtes auch einen gewissen Mut erfordern – so etwa wenn auf den „Ehrenprimat“ des Papstes als positive Möglichkeit verwiesen wird, obwohl das katholische Lehramt dies explizit ausgeschlossen hat (vgl. 409 f) oder wenn erneut auf den Fries-Rahner-Plan angespielt wird, obgleich Papst Benedikt XVI diesen scharf zurückgewiesen hatte (vgl. 422). Noch deutlicher wird Fornet-Ponse in seinen Überlegungen zu „Konsequenzen für den Jurisdikti-

onsprimat und die Infallibilität“; hier werden alle Argumente rekapituliert, die katholischerseits (bislang vergeblich) zugunsten einer progressiveren Auffassung in der Amtsfrage vorgebracht worden sind – einschließlich der einschlägigen Zitate des „jungen Ratzinger“ (vgl. 441 f). Auf dieser Linie liegt auch das abschließende Kapitel „Ein gesamtkirchlicher Petrusdienst als Wahrung der Pluralität der Einheit“, welches den Vorschlag einer „Beschränkung des Jurisdiktionsprimats auf die römisch-katholische Kirche“ enthält (448) und mit der wichtigen Forderung endet, dass es nicht notwendig sei, „von allen anderen Christen eine positive Rezeption dieses Dogmas zu verlangen“ (ebd.).

Jutta Koslowski

Frank Crüsemann, Das Alte Testament als Wahrheitsraum des Neuen. Die neue Sicht der christlichen Bibel. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2011. 384 Seiten. Gb. EUR 29,95.

Dieses Buch ist eine Herausforderung. Die Thesen, die es vertritt, sind zwar nicht neu. Aber die Konsequenz, in der sie hier entfaltet werden, ist beeindruckend. Die Grundfrage, von der es ausgeht, ist: Was ist so neu im Neuen Testament, dass es die Schrift Israels zum *Alten* Testament macht? Und die These, die es vertritt, lautet: „Das Alte Testament muss ... für den christlichen Glauben *denselben* theologischen Rang ha-

ben, den es im Neuen Testament hat“ (28). Bevor C. dies untersucht, lässt er die verschiedenen Verhältnisbestimmungen von Altem und Neuem Testament in der neueren Theologie Revue passieren. Doch auch diejenigen, die das AT sehr positiv bewerten, leiden unter einer problematischen Grundannahme: „Das Neue Testament übertrifft in irgendeiner Weise das Alte“ (64). Das aber wird zum Ansatzpunkt dafür, dass das NT zur eigentlichen Heiligen Schrift wird und die Verbindung zu Israel aufgegeben wird, eine Haltung, die offen oder verborgen immer zu einem theologischen Antijudaismus mit all seinen unheilvollen Auswirkungen geführt hat.

Damit wird aber nicht nur dem AT Unrecht getan, sondern auch das NT missverstanden. Das versucht C. in einer breit angelegten exegetischen Untersuchung darzulegen, die sowohl den Schriftgebrauch der einzelnen ntl. Traditionskreise als auch wichtige Themenkreise wie alter und neuer Bund, Verheißung und Erfüllung, Christologie, Auferstehung und heiliger Geist bedenkt. C. kommt dabei im Einzelnen zu teilweise frappierenden Ergebnissen. Man hat als geneigter Leser den Eindruck, man habe eine neue Brille verpasst bekommen, durch die vieles völlig anders aussieht.

Wichtige Ergebnisse in Schlagworten sind: Für das ganze NT ist die „Schrift“, also das AT, nicht nur eine Autorität, auf die man sich gelegentlich beruft, sondern der „Wahrheits-